

HURRA, DIE WELT GEHT UNTER!

PREMIERE
18.11.2023
20.00 Uhr

Sa 25.11.23_20.00h
So 03.12.23_18.00h
So 17.12.23_17.00h
Do 21.12.23_20.00h
Fr 29.12.23_20.00h
Di 16.01.24_19.30h



Mehr zu
HURRA, DIE WELT
GEHT UNTER!



THEATER ERFURT

DAS THEATER DER LANDESHAUPTSTADT – GENERALINTENDANT GUY MONTAVON

Hurra, die Welt geht unter!

Bühnenrevue für fünf Darsteller:innen, Band und Statisterie in zwei Teilen
Uraufführung

Irma Kowalski, *Sekretärin*
Gloria Marquardt, *Diva und Gastsolistin*
Kurt Schilling, *Conférencier*
Waldemar Moser, *Charmeur und Solist*
Ulrich Fink, *Hausmeister*
Eleonore, *eine Musikerin*
Mitarbeiterinnen des Varietés

Julia Maronde
Daniela Gerstenmeyer
Fabian Hagedorn
Juri Batukov
Ks. Jörg Rathmann
Cornelia Schönherr
Magdalena Dokter, Christiane Dokter, Kirsten Bösel,
Almut Hermann, Yvonne Ulich, Anja Koch

Musiker:innen

Klarinette: Thomas Richter **Violine:** Anke Müller **Trompete:** Cornelia Schönherr
Kontrabass: Benjamin Langhammer **Gitarre:** Chris Pawlewski **Schlagzeug:** Kilian Hartig, Robert Kennedy

Musikalische Leitung und Klavier

Daniel Grac

Inszenierung

Fabian Hagedorn

Ausstattung

Mila van Daag

Dramaturgie

Bartholomäus Pakulski

Inspizienz

Lutz Krahl

Regieassistentz

Philip Etzel, Maja M. Wagner

Kostümassistentz

Nai-Ying Wang

Ausstattungshospitantz

Tabea Fleßner

Choreografie

Christiane Dokter

Technischer Direktor: Christian Stark **Bühneneinrichtung:** Ronald Genau, Wolfram Bergmann,
Matthias Schröder **Beleuchtung:** Bert Bohne, Nils Rethemeier **Ton:** Jörg Reinhardt, Nils Mühlpfort
Werkstattleitung: Stefan Rittmeister **Tischlerei:** Jörg Anders **Schlosserei:** Matthias Wagner
Dekorationsabteilung: Dirk Schmolinski **Malsaal:** Claudia Fischer **Konstruktionsbüro:** Heiko Lemke
Kostüm: Silvio Höhmann, Susanne Ahrens, Constanze Klusch **Ankleiderei:** Susanne Hulsch, Dana Elste,
Martina Steinzova, Kathrin Tietze **Maske:** Sasha Friebe, Heike Saal, Cordula Bimek **Requisite:** Alexa Brack,
Jan Beyer **Marketing:** Marlies Reich, Frank Schlehbeck, Jakob Burkhardt, Nils Fleischmann

Uraufführung: 18.11.2023, STUDIO.BOX
Dauer 2 Stunden und 10 Minuten, inkl. Pause
Fotos: Lutz Edelhoff



THEATER ERFURT

DAS THEATER DER LANDESHAUPTSTADT – GENERALINTENDANT GUY MONTAVON

Warum die Goldenen 20er weder golden noch gut waren

Die entfesselten, vergnügungssüchtigen zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts, werden in der Rückschau als die „Goldenen Zwanziger“, die „Roaring Twenties“, die „Années folles“ gefeiert. Vor 100 Jahren ist vermutlich kein Lebender auf den Gedanken gekommen, dass dieses Jahrzehnt eines Tages als „golden“ verklärt werden sollte. Die zwanziger Jahre als Sinnbild des Aufbruchs aus der miefigen Kaiserzeit in eine neue Ära voll unbändiger Lebensgier, Experimentierfreude und Befreiung von überholten Riten und Sitten – all dies war allenfalls Zukunftsmusik. Was später als goldglänzend wahrgenommen wird, ist nur ein verschwindend kleiner Ausschnitt aus einer Welt, die für die übergroße Mehrheit alles Mögliche, nur nicht golden ist. Von der Kluff zwischen den Metropolen Berlin, Paris und New York sowie der nach wie vor landwirtschaftlich geprägten Provinz ganz zu schweigen. Im Feuersturm des Ersten Weltkrieges mit seinem millionenfachen Blutzoll war eine Welt für immer untergegangen, nach der sich rückwärtsgewandte Zeitgenossen schon bald zurücksehen. Das kollektive traumatische Erlebnis des Krieges, die Verklärung vergangener Zeiten, die wirtschaftliche Misere – all dies prägt die ersten Jahre des jungen Jahrzehnts. Die Weimarer Republik ist mit schweren Hypothesen bekrastet. Sie muss hohe Reparationsforderungen der früheren Kriegsgegner stemmen, sich gegen Verschwörungstheorien wehren und Morde an demokratischen Politikern ertragen. Gewalt auf offener Straße wird zur Begleiterscheinung des ganzen Jahrzehnts, in dem Verarmung großer Schichten und kurzlebiger Reichtum Hand in Hand gehen. 1923 wird zum Schicksalsjahr. Die deutsche Regierung wirft die Notenpresse an, Preise explodieren, Löhne sind nichts mehr wert. Kostete ein Kilo Kartoffeln im Juni 1923 noch 5.000 Reichsmark, sind sechs Monate später schon 90 Milliarden Reichsmark fällig. Beim Lebensstil zählt nur der Augenblick. Nach Einführung von Renten- und Reichsmark sowie der Lancierung des Dawes-Plans, der Deutschlands Reparationszahlungen an die Siegermächte mehr an der Leistungsfähigkeit der Republik ausrichtet, erholt sich die Wirtschaft. Es folgen einige gute Jahre, in denen Kunst, Kultur und Wissenschaft eine Blüte erleben. Doch selbst diese Jahre, die beim erklärten Blick zurück für Aufbruch, Experimentierfreude, Emanzipation, grenzenlose Kreativität und Tabufreiheit stehen, tragen das Element der Scheinblüte in sich. In verrauchten Jazzklubs, wo im Hinterzimmer Absinth geschlürft und Koks geschnupft wird, huldigen vom Korsett befreite moderne Frauen mit kurzem Garçon-Schnitt dem kultigen Charleston, während vor der Klubtür das Land von Krise zu Krise taumelt und der Mord am politischen Gegner eine Vorahnung auf das Tausendjährige Reich keimen lässt. Es ist der Kontrast zwischen den tristen Folgen des Ersten Weltkrieges und dem Glamour der kulturellen Avantgarde, der das Jahrzehnt prägt. Die zwanziger Jahre sind für die übergroße Mehrheit aber nicht golden, meist nicht einmal gut. Aber sie stehen für eine Mischung von Rausch und Ratio, von Aufbruch und Zweifel, Traum und Verführung.



Bruch mit Zwängen und Konventionen

Das Fließband verändert die Industriearbeit. Autos und Motorräder sorgen für eine Beschleunigung des Lebens. Kürzere Arbeitszeiten und der zaghafte wirtschaftliche Aufschwung in der Mitte des Jahrzehnts lassen die Freizeitkultur gedeihen. Die hässliche Seite dieser Welt im Umbruch sieht man lieber nicht: Massenarmut, grassierende Notprostitution, verdeckte Kinderarbeit, zynische Ausbeutung. Was heute, mit hundert Jahren Abstand, als lebendig und quirlig erscheint, war ohnehin nur das Privileg der Metropolen. Sie brechen mit Zwängen und Konventionen, erweisen sich als Experimentierfeld und Versuchslabor für alles Neue. Groß-Berlin beispielsweise war mit über vier Millionen Einwohnern die drittgrößte Stadt der Welt, hinter New York und London. „Es lebe das Neue“ hatte der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann 1918 als Losung für die junge Republik ausgerufen, und nirgendwo fiel der Keim auf fruchtbareren Boden als an der Spree. Cafés, Theater, Varietés und Lichtspielhäuser schießen wie Pilze aus dem Boden, weil die Hauptstädter ausgehungert sind nach Unterhaltung und „Amüsement“. Im Schutz der anonymen Millionenmetropole gibt es Establishments für jedermann – für Reiche, Schwule, Nudisten oder Unterweltler; für jene, die sich an barbusigen Revuegirls erfreuen, oder sich für Claire Waldoff erwärmen, die mit feuerroten Haaren, Hosenanzug und „Kodderschauze“ von freier Liebe und emanzipiertem Lebensstil schwärmt. Im „Haus Vaterland“ am Potsdamer Platz, einem Vergnügungspalast mit rund einer Million Besucher im Jahr, schweben Tanzwütige im berühmten Palmensaal mit markanter Kuppel über den extra abgefederten Parkettboden. Technische Innovationen gehören zum Erfolgsrezept der Vergnügungstempel. So wird im „Resi“ in Friedrichshain das Tischtelefon eingeführt: Der „Dolmetscher für Schüchterne“ wird bald in keinem Nachtclub mehr fehlen. Wer auf mehr hofft, pilgert ins Cafe Braun am Alexanderplatz. Im hinteren Teil gibt es Liebeslauben, in die sich Paare für intime Momente zu zweit zurückziehen können. So plötzlich, wie sie begonnen hat, ist die goldene Dekade auch wieder vorbei. Der „Schwarze Freitag“ im Oktober 1929 stoppt die Aktiensauce, lässt die Illusion von Reichtum und Wohlstand für alle jäh verpuffen. Binnen zwei Stunden sacken die Kurse ins Bodenlose; Milliarden von Dollars – leichtfertig in fünf Jahren aufgebläht – schrumpfen zur nackten Null zusammen. Das Besen von New York fegt wie ein Tsunami über Deutschland hinweg. Banken straucheln, Unternehmen schließen, Arbeiter verlieren ihren Job. Zu Beginn der dreißiger Jahre sind offiziell 6,1 Millionen Menschen ohne Arbeit. Hitlers Machtergreifung beendet auch formal den „Tanz auf dem Vulkan“. Vier gute Jahre hatten nicht ausgereicht, um Vertrauen in die Demokratie zu fassen.

Musikalische Freiheiten in krisengeschüttelten, goldgefärbten Zeiten

Interview mit Fabian Hagedorn und Daniel Gracz

Fabian, wie bist du auf die Idee gekommen, eine Revue auf die Bühne zu bringen und wie kamst du auf den Titel?

Mila van Daag und Markus Weckesser, das Leitungsteam der STUDIO.BOX, kamen auf Daniel und mich mit der Idee zu, eine Revue zu machen. Wir fingen direkt Feuer, als sie von dieser Idee berichteten und so haben wir uns zusammengesetzt und angefangen, Ideen zu sammeln. In einer der ersten Sitzungen ist auch der Titel *Hurra, die Welt geht unter!* entstanden. Dieser ist abgeleitet vom gleichnamigen K.I.Z.-Song. Die Intention dabei war, zu verdeutlichen, ohne dass wir in einen seltsamen Zeit leben, wo sich gefühlt eine Krise an die andere reiht. Wir schlittern von einer merkwürdigen, niederschlagenden Situation in die nächste, und daraus ergab sich der Name der Revue.

Du hast die Handlung in die 1920er verlegt. Was gibt es heute noch für Parallelen?

Es lag ein Stückweit auf der Hand zu sagen, wir schauen mal 100 Jahre in die Vergangenheit. Wir haben dann schnell die Goldenen Zwanziger zum Thema gemacht, welches uns bis heute in vielen popkulturellen Kontexten begegnet. Wir sind heute in den 2020ern - wir erleben also gerade die nächsten 20er und das war der Anhaltspunkt zu sagen, wir schauen mal, welche Parallelen wir zu dieser Zeit ziehen. Und ich muss sagen: Es war erstaunlich einfach, Themen zu finden, die damals aktuell waren und es heute noch sind. Während des Probenprozesses ist es sehr häufig passiert, dass wir die einzelnen Szenen geprobt und anschließend gemerkt haben, dass das unheimlich aktuell ist. Darin liegt auch eine gewisse Komik: Die Probleme von damals sind die Probleme von heute, es hat sich in einiger Hinsicht wenig getan. Früher war alles anders, aber manches eben auch gleich.

Daniel, du bist der Kapellmeister, ihr habt euch dafür entschieden sowohl Musik aus den 20ern zu spielen als auch neuere Stücke zu verwenden. Wie seid ihr auf die Auswahl gekommen?

Zum einen haben wir geschaut, welche Lieder in den letzten 20 Jahren veröffentlicht wurden. Aus dieser Vielzahl mussten wir aussieben, welche Werke auch thematisch in unseren Kontext passen würden. Uns ist aufgefallen, dass es da doch das ein oder andere Stück gibt. Zum anderen haben wir uns die Musik der 1920er vorgenommen und sie dahingehend untersucht, welche Nummern auch heute noch passen würden.

Dabei war es so, dass wir zuerst eine Auswahl an Liedern getroffen haben, bevor der Text entstanden ist – die Lieder stellen die Grundlage dar, den Text und die Handlung haben wir dann dementsprechend angepasst. Das Interessante dabei ist die Meta-Ebene: Dargestellt ist ein Stück, welches wiederum in einem Stück eingebettet ist.

Wie bist du mit dem Notenmaterial umgegangen, wie sieht das Arrangement aus und wie hast du das Orchester eingesetzt?

Das Orchester ist kein Orchester im eigentlichen Sinne. Es handelt sich dabei eher um eine siebenköpfige Jazz-Band. Wir wollten die Musikstücke in dieser Hinsicht hin typisch erarbeiten. Die Band hat Leadsheets bekommen und vor allem im Zusammenspiel aller Musiker:innen entstand das musikalische Material. Meine Vorarbeit bestand darin, die Liedauswahl und -reihenfolge zu erstellen, zu kürzen, die Akkorde aufzuzeichnen und wichtige melodische und rhythmische Elemente zu notieren. Im Probenprozess haben wir dann einen gemeinsamen Sound entwickelt. Durch das lediglich Skizzieren und nicht komplette Ausschreiben der Lieder sind wir sehr flexibel, agieren und reagieren miteinander und haben so individuelle Freiheiten, um sich durchaus auch mal solistisch einzubringen. Das ist das Schöne daran, man kann sehr eigenständig gestalten und von Vorstellung zu Vorstellung diese Freiheiten nutzen, die Musik immer etwas anders, immer aber sehr lebendig entstehen zu lassen.

